

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 13 (1961)
Heft: 18

Rubrik: Die Welt im Radio

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

"FRIEDLICHE CO-EXISTENZ"

Die Forderung nach "friedlicher Co-Existenz" wird heute immer wieder aufgestellt und sowohl vom Osten wie von vielen Kreisen im Westen als die einzige mögliche Rettung der Welt vor einer Katastrophe angepriesen. Da musste eine englische Sendung von Sir William Hayter Interesse erwecken, die sich mit der Frage befasste und auf Grund von neuen russischen Stellungnahmen den Sachverhalt so kurz und bündig darlegte, wie wir dies bis jetzt noch nirgends angetroffen haben.

Er stellte schon zu Beginn fest, dass West und Ost nicht das gleiche darunter verstehen. Im Westen wecken die Worte "Friedliche Co-Existenz" Gedanken an ein ungestörtes Beisammensein, des Löwen mit dem Lamm, des Adlers mit dem Bären. Zwei entgegengesetzte Systeme sind, so verstehen wir sie, übereingekommen, das Recht des Anderen auf Leben zu akzeptieren. Ein jeder soll sich auf seine eigene Weise nach seinen eigenen Gesetzen entwickeln können. Praktisch bringt der Grundsatz für den Westen schwere Nachteile. Vor allem verurteilt er die kleineren Länder in Ost-Europa zur dauernden Unterjochung unter das Moskauer Regime, das sie keineswegs freiwillig gewählt haben. Das gilt heute auch für Ost-Berlin. Doch im allgemeinen hat der Westen das zögernd und unter schmerzlichen Aeusserungen in Kauf genommen, in der Meinung, dass schliesslich auch die kommunistische Welt sich vage in liberaler Richtung werde entwickeln müssen, und dass jedenfalls jeder andere Versuch zu grauenvolle Folgen nach sich zöge, um in Betracht gezogen zu werden.

Doch das alles ist ganz und gar nicht die sowjetische Auffassung der "friedlichen Co-Existenz". Boris Ponomarew, Mitglied des Zentralkomitees der kommunistischen Partei in Moskau, hat in der "Prawda" im August letzten Jahres das Prinzip der "friedlichen Co-Existenz" in russischer Auffassung mit brutaler Klarheit definiert. Er erklärte, es sei "nichts anderes, als eine höhere Form des Klassenkampfes zwischen zwei sich ausschliessenden Systemen, Sozialismus und Kapitalismus. Es garantiert die Konsolidation des sozialistischen Lagers und der progressiven Kräfte, schwächt und zerreibt anderseits das kapitalistische System".

Immer wieder wird Sozialismus in Moskau als unvereinbar mit jedem andern politischen System erklärt. Mit keinem andern könne er in Frieden leben. Das ist hoch-offiziell und mit aller Autorität in der Erklärung der 81 kommunistischen Parteien festgelegt, die am 6. Dezember 1960 gefasst wurde. "Friedliche Co-Existenz", erfährt man aus diesem wichtigen Aktenstück, "bedeutet nicht den Verzicht auf den Klassenkampf, wie die Revisionisten behaupten" (gemeint ist Tito.) "Co-Existenz von Staaten mit verschiedenartigen sozialen Systemen ist eine Form des Klassenkampfes zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Die Eigenschaften der "friedlichen Co-Existenz" schaffen günstige Gelegenheiten für die Entwicklung des Klassenkampfes in den kapitalistischen Ländern. "Friedliche Co-Existenz" von Ländern mit verschiedenen Sozialsystemen bedeutet nicht die Versöhnung von sozialistischer und bürgerlicher Ideologie. Im Gegenteil, sie bedeutet die Intensivierung des Kampfes der arbeitenden Klasse, von allen kommunistischen Parteien, für den Triumph der sozialistischen Ideen".

Dieses Zitat aus der neuesten und aller-autoritativsten politischen Erklärung der kommunistischen Parteien zeigt, dass wir, wie Hayter richtig bemerkt, nicht auf einen verträglichen Zustand in der Welt hoffen können, sondern auf einen gesteigerten Kampf gefasst sein müssen, und zwar einen Kampf, in welchem es keine Neutralität geben kann. Hayter zitiert mit Recht Radio Moskau, wo ebenfalls letztem August in einer Sendung an die arabischen Länder erklärt wurde, dass es "zwischen der Politik des Westens und jener der sozialistischen Länder einen Abgrund gibt, der nicht verengert werden kann und den zu überbrücken es keine Theorien gibt". Die Theorie "weder Ost noch West" diene nur den Zielen des "Imperialismus". Nur die "Zerstörung der einen oder andern Seite" könne diesem tödlichen Kampf der "friedlichen Co-Existenz" ein Ende bereiten, meint Moskau.

Die einzige Milderung in dieser brutalen Auffassung ist, dass ein "grösserer Krieg" nicht geführt werden soll; er gehöre nicht zu den Methoden der "friedlichen Co-Existenz". Doch selbst hier zeigt sich ein grundlegender Unterschied zwischen West und Ost. Im Westen hält man einen grossen Krieg für ausgeschlossen, weil es keine Ziele gibt, welche nach Hayters Auffassung die Zerstörungen und das Leid wert wären, das Atomwaffen heute heraufbeschwören würden. In Moskau ist man dagegen der Ueberzeugung, dass ein solcher Krieg nur vermieden werden könne, weil der kommunistische Block zu stark sei, um angegriffen zu werden. Dort glaubt kein Mensch, dass der Westen ihn wirklich aus humanitären Gründen ausschlösse. Moskau selbst will keinen solchen Krieg beginnen, nicht aus humanitären Ueberlegungen, sondern weil, wie der "Kommunist" das hauptsächlichste ideologische Organ der Sowjets, erklärt, "ein moderner Atomkrieg auf keinen Fall ein Faktor wäre, welcher die Revolution in der Welt beschleunigen oder den Sieg des Sozialismus näher bringen würde. Im Gegenteil, die Menschheit würde gewaltig zurückgeworfen, die Weltrevolution der Arbeiter und ihr bisheriges Werk, der Aufbau des Sozialismus und Kommunismus, für viele Jahrzehnte verzögert". Das heisst umgekehrt, dass ein grosser Atombombenkrieg von Moskau nicht ausgeschlossen würde, wenn man zur Auffassung käme, er würde doch dieses Ziel für -

dern.

Über diesen Punkt gibt es mit China eine grosse Meinungsverschiedenheit. Peking tritt für "revolutionäre Kriege unter allen Umständen" ein. Aber auch Moskau ist der Ueberzeugung, dass lange nicht alle Kriege schlecht sind. "Gerechte, revolutionäre Kriege der Arbeiter widersprechen nicht der friedlichen Co-Existenz".

Natürlich ist der gewöhnliche Durchschnitts-Russe keineswegs so kriegerisch gesinnt. Aber die Regierung in Moskau vertritt offen diese Ansichten und handelt darnach, wie die Vergangenheit immer wieder bewiesen hat, auch die allerneuste. Mit Recht bemerkt Hayter, dass der Verkehr mit Staaten schwierig sei, die so trocken, abstrakt, unmenschlich und mechanisch denken und reden. Man darf sich dabei nicht davon täuschen lassen, dass gesellschaftliche Kontakte, auch mit Diplomaten, in Moskau und anderswo recht herzlich verlaufen können. Doch ist nie ein menschlicher Ton in offiziellen Verlautbarungen enthalten. Sie sind alle barsch, feindlich, völlig unzügänglich jedem Gedanken einer echten Verständigung. Und wie könnte es auch anders sein? Wenn die beiden Systeme Ost und West ganz unvereinbar sind, wenn sie der gegen seitigen Zerstörung gewidmet sind, wie ist dann eine Zusammenarbeit denkbar? Nach fester russischer Ueberzeugung muss der Kampf weitergehen, bis eine Seite siegreich ist.

So spricht der Osten eine andere Sprache, und es lässt sich mit ihm kaum darüber reden. Dieser Weltlage muss ins Auge geblickt werden. Für die Russen ist nun einmal das einzige Vernünftige der Weg zum Kommunismus, und die einzige vernünftigen Personen sind solche, welche das akzeptieren und dafür arbeiten. Die anderen sind Verbrecher oder Wahnsinnige, und müssen alle vernichtet werden. -

Ein anderer, wesentlicher Unterschied der Auffassungen liegt noch darin, dass die ganze russische Politik auf den Zusammenbruch der westlichen Regierungsformen abzielt. Doch umgekehrt ist das Ziel des Westens keineswegs der Sturz der Sowjets. Kommunismus nur für den inneren Gebrauch würde im Westen niemanden stören. Man hat auch gegenüber dem schlechten Zarismus Geduld geübt und sogar Kannibalen-Häuptlinge in Ruhe gelassen oder mit ihnen Handel getrieben. Doch die Riesengefahr für die Welt ist die unablässige Kampftätigkeit, besonders die unterirdische, nach aussen, um ihren alleinseligmachenden Glauben durchzusetzen, auch in Ländern, die ganz und gar nicht dazu bereit sind. Wir müssen uns mit einem kalten Krieg schärfster Form unter dem Namen "friedliche Co-Existenz" für unbekannte Dauer abfinden. Wenigstens ist es kein offener Krieg, doch fordert er uns zu erhöhter Wachsamkeit heraus als ein offener, der leichter zu überblicken ist. Es bleibt nur eine vage Hoffnung auf andere, bessere Zeiten, die auch einst kommen werden.

RADIO IN OST-AFRIKA

ZS. Radio wird in Afrika eine ganz grosse Rolle auf lange hinaus spielen, eine weit grössere als der Film oder das Fernsehen. Diese beiden sind für afrikanische Verhältnisse zu anspruchsvoll und als Mitteilungsinstrumente zu umständlich. Es ist deshalb von erheblichem Interesse, was Derrick Sington in der englischen Radiozeitung darüber zu berichten weiß. Er beschreibt Situationen, die besonders auch für die in Afrika befindlichen oder vorgesehenen protestantischen Radiosender von Bedeutung sind.

Auszugehen ist nach ihm von der schweren Beschränkung, die auch für das Radio noch in Afrika besteht: der Armut der Bevölkerung. In Tanganyika besitzt nur einer von 100 Menschen einen Empfänger, in Kenya einer von 50. Die Einnahmen aus Gebühren sind deshalb sehr gering. Die Staatskassen müssen den Rundspruch tragen, was übrigens für alle unterentwickelten Länder zutrifft. Er weist darauf hin, dass England aus verschiedenen Fonds gegen acht Millionen Franken an Radio-Einrichtungen in verschiedenen Kolonien aufgebracht hat. Reklamesendungen sind dabei fast unvermeidlich, obwohl auch sie in diesen Gebieten nur einen geringen Beitrag zu leisten vermögen.

Doch die Macht des Radios in Ost-Afrika - und damit wohl im farbigen Afrika überhaupt - ist nach Sington viel grösser als man nach diesen Benachteiligungen glauben könnte. Der Mangel an Schulbildung bildet dafür einen sehr günstigen Faktor, denn die Unkenntnis des Lesens führt die Menschen fast zwangsläufig zum Radiohören. Ferner kommt diesem die alt-afrikanische Tradition des "Geschichten-Erzählers" entgegen, des geschulten Mannes, der mündlich weitergibt, was er gelesen hat. Das hat das Gruppen-Hören sehr gefördert. Während Sington in Kenya war, blockierten etwa 600 Neger die gesamte Strasse vor einem Dorf-Café, um den Lautsprecher zu hören. Eine Schule in der Provinz Nyanza in Kenya, die einen Empfänger besitzt, öffnet ihre Türen für die 300 Eingeborenen jeden Tag um 7 Uhr abends. Als letztes Jahr ein Gastwirt in Dar-es-Salaam einer Menge, welche eine Rede des Ministerpräsidenten anhören wollte, unvorsichtigerweise den Zutritt verweigerte, schlugen sie ihm das Mobiliar in tausend Stücke.

Ein wesentliches Kennzeichen ist dabei die Begierde, mit der po-

litische Neuigkeiten verfolgt und von allen Schichten der Bevölkerung gehört werden. Eine genaue Uebersicht in Tanganyika und in Kenya hat das nachgewiesen. Immer wieder überrascht die Bevölkerung ganz Afrikas durch ihr politisches Interesse. In einer kleinen Wirtschaft in Arnscha sagte ein junger Neger-Kanzlist zu Sington: "Die ganze Welt ist politisch. Wir wollen nur Neues hören - über den Congo, über die Vereinigten Nationen, über Kenya. Heute blickt die ganze Welt nach Afrika!" Er verlangte Nachrichtensendungen, die mehrmals am Tage zu wiederholen wären. In einer Scheune am Kilimandscharo fand Sington einen Empfänger, hoch oben. Dessen Eigentümer, der nie eine Schule besucht hatte, hörte mit besonderem Interesse die Vorträge über die neue Verfassung von Tanganyika! "Radioempfänger sind in den Neger-Kraals auf europäischen und indischen Farmen nichts Ungewöhnliches. Sie können auf Abzahlung bezogen werden, manchmal gegen Bürgschaft durch den Stammeshäuptling.

In Tanganyika und Kenya erfolgt die Verantwortung für die Programme und die richtige Information im Geiste der englischen BBC. Bei den Wahlen in Kenya im Februar 1961 kam die britische Erfahrung Kenya sehr zugute. Es bedurfte einer beträchtlichen Organisation, um alle zufrieden zu stellen, da auch die Sprachen sehr verschieden sind, und sich keine Partei, denen die Sender zur Verfügung gestellt wurden, benachteiligt fühlte. Teilweise musste das Los entscheiden, zum Beispiel über die Frage, wer am Sender vor der Abstimmung das letzte Wort haben dürfe. Das Interesse der Bevölkerung war sehr gross; selbst in ganz entlegenen Gebieten wurden Neger gefunden, die auf alten Apparaten politische Reden anhörten. Von den letztern wurden mehrere hunderte gesendet. Nur von zwei Politikern gingen Beschwerden ein, dass sie benachteiligt worden seien.

Früher war das Radio in Ost-Afrika zum allergrössten Teil das blosse Sprachrohr der Kolonialverwaltung. Jene Europäer, die ihre Einstellung nicht geändert haben, glaubten Einsprache gegen die Umstellung der Sender erheben zu müssen. Sie finden den Ausdruck des afrikanischen Nationalismus über das Radio unangebracht. Als afrikanische, asiatische und europäische Schulkinder über die Radiosendungen befragt wurden, hat eine grosse Zahl der europäischen missbilligend geantwortet. Doch war der Erfolg nicht gross. Politische Gespräche und Berichte sind festgegründete Programmbestandteile des gesamten, ostafrikanischen Radios geworden, und liberal gesinnte Europäer heissen sie willkommen, gestatten sie doch einen Meinungsaustausch und fördern das Verständnis. Auch der stark geförderte Schulfunk spricht sich regelmässig über aktuelle Fragen aus.

Der entscheidende Punkt ist natürlich, was die neuen, farbigen Staatsoberhäupter mit dem Radio anfangen werden, wenn ihnen, wie es bald der Fall sein wird, die Macht zufällt. Betrachten sie das Radio bis heute als Instrument des Kolonialismus, das rasch umgewandelt werden muss? Sicher ist, dass viele farbige Führer das Radio noch vor kurzem sehr feindselig betrachteten. Schliesslich wurden auf diese Weise Sendungen der Kolonialverwaltung verbreitet, die mit dem farbigen Nationalismus auf Kriegsfuss stand. Erfreulicherweise und wohl auch überraschend glaubt Sington feststellen zu können, dass frühere Vorfälle heute dem Radio nicht mehr angekreidet werden und die Erinnerung daran verblasst ist. Ein friedfertiger Uebergang scheint nach der gegenwärtigen Situation durchaus denkbar. Die afrikanischen Politiker scheinen die gegenwärtige Basis des Radios in ihren Ländern zu respektieren, war dieses doch in den letzten Jahren zusehends realistischer und zurückhaltender geworden, auch wesentlich unparteiischer.

Die Schwierigkeiten scheinen anderswo zu liegen. Der alte, englische Grundsatz des "Fair play" am Radio, der auch zugunsten von Minderheiten spielt, scheint ihnen Kopfzerbrechen zu machen. Es könnten dadurch, so meinen sie, Aufstände, Stammes- und Rassenfehden aufflammen. Der zukünftige Präsident von Kenya, Julius Nyerere, nimmt den vernünftigen Standpunkt ein, dass "alle Arten von Meinungen" über das Radio verbreitet werden sollen, dass man auch "Kritik an der Politik der Regierung hören wolle". Das bezieht sich jedoch nur auf Verwaltungsmassnahmen, nicht auf die Innen- oder Aussenpolitik. Die "falsche Art" von freier Rede will auch er nicht dulden. "In unserer gemischten Bevölkerung können wir uns Kritiken und Angriffe nicht leisten, welche Rassen- oder Stammesgegensätze aufhetzen könnten". Das ist eine verständliche Ueberlegung, die jedoch, so meint Singleton, nicht nur zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung dienen könnte, sondern auch zum Zwecke, das Radio als "Instrument zum Zusammenschweissen einer Geeinten Nation" zu benützen, das heisst die Minderheiten zu bedrängen. Hier liegt im Radio eine grosse Versuchung, es zur Unterdrückung zu benützen.

Von einem mehr technischen Gesichtspunkt aus bietet das Radio in Ost-Afrika faszinierende Aufgaben. Da ist einmal die immer schwierige Sprachenfrage. Kenyas Radio allein muss in 20 verschiedenen Sprachen senden, darunter auch in einem halben Dutzend indischen. Und dabei gibt es noch viele, wichtige Stammessprachen, die nicht verwendet werden können. Mittelwellen-Empfänger, welche nationale Programme ausstrahlen könnten, sind zu teuer und kommen nur für ganz dicht besiedelte Plätze in Frage. Der Kurzwellendienst bleibt weitaus der wichtigste. In Tanganyika gibt es keinen regionalen Sendedienst, und einzelne Gebiete haben nur sehr schwachen Empfang. Die finanziellen Schranken machen sich hier drückend bemerkbar.

Selbstverständlich wird die neue Selbständigkeit grosse Veränderungen in den Programmen bringen. Eine neue Art zu denken und zu führen wird sich auch über die Sender ausbreiten. Es kommt dazu, dass schon jetzt bisher von Europäern geleitete Sender "afrikanisiert" wer-

den. Ab 1963 werden die Europäer nur noch als "Ratgeber" tätig sein, sowohl im Programm- als im technischen Dienst. Die BBC hat sogar für junge Afrikaner Trainingskurse in London organisiert, oder Afrikaner für kürzere oder längere Zeit in Dienst genommen und so angelernnt. Europäische Instruktoren sind in ihrem Auftrage nach Afrika gegangen. Doch auch hier lösen sich alte Bindungen. Tanganyika hat bereits auch nach Amerika Instruktoren gesandt, und ein Afrikaner wird bald in die "Stimme Amerikas" eintreten. Man will offenbar zeigen, dass man unabhängig ist, und dies auch gegenüber den alten, britischen Herren demonstrieren. Doch gibt es noch genügend Farbige, die sich über den Wert der ihnen lange in der Kolonialzeit beigebrachten Bildung klar sind und sich entschlossen zeigen, mit ihr in Kontakt zu bleiben.

Von Frau zu Frau

UNGEDULD

EB. Ungeduld charakterisiert unser heutiges Leben - wenn Sie irgendwo einem Geduldigen begegnen, so hat er beinahe den Heiligen- scheine eines Weisen. Unsere Jungen glauben vielfach das Jungsein auszukosten, wenn sie die Allüren scheinbar Erwachsener nachahmen. Wie schade, hätten sie doch ihre eigenen Freuden, die später nicht wieder- holbar sind.

Ein 18jähriges Mädchen, dessen Entwicklung ich verfolgen darf, experimentiert mit ihren blauen Augen, mit Nagellack und Lippenstift. Es ist ihr volles Recht (ihre Mutter ist zwar anderer Meinung, und ich werde mich hüten, die beiden gegeneinander aufzuwiegeln). Nach meiner Meinung ist sie ein normales, junges Mädchen, eher zu viel als zu wenig "auf der flirtenden Seite". Umso mehr horcht man auf, wenn diese 18-Jährige aus einer Jugendherberge zurückkommt und sich entsetzt über 15 und 16-Jährige, die sie offenbar in ihrer Entwicklung überflügelt zu haben scheinen. Was sage ich "Entwicklung"! Das eben trifft ja gerade nicht zu: sie haschen nach unverdaulichen Dingen und haben nachher einen Katzenjammer, sie und - hoffentlich - auch ihre Eltern. Sie glauben in ihrer Ungeduld Stufen überspringen zu können und wissen nicht, dass sie sich betrügen und arm sind dabei.

Da ist ein anderes junges Mädchen, das dem Abschluss seiner Lehre entgegengehet. Es ist zwar nicht so ganz überzeugt, dass es die Prüfung bestehen wird. "Auf keinen Fall bleibe ich ein halbes Jahr länger an meiner Lehrstelle, ich gehe fort und nehme eine Stelle an, oder ich heirate". So sagt es. Es hat die Geduld, die Ausdauer, von sich aus nicht, eine angefangene Arbeit zu einem guten Ende zu führen. Wenn es nicht gerade auf den ersten Anhieb gelingt, legt man sie beiseite und wendet sich etwas anderem zu. Es scheint ja nicht so wichtig.

Womit ich nicht etwa ein Klaglied auf unsere Jungen loslassen möchte. Nichts läge mir ferner! Höchstens auf uns Erzieher, die wir es nicht verstanden haben, den Jungen den Reiz des Aufbaus klarzumachen. Wir verstehen es ja auch nicht, unsere eigene Ungeduld zu zügeln - wie sollte es uns da möglich sein, 17jährigen Mädchen und 20-jährigen Burschen begreiflich zu machen, dass sie zu jung zum Heiraten und zum Sesshaft-werden sind. Niemand überspringt ungestraft Stufen, und wir, wir sollten ihnen dies begreiflich machen, damit sie uns später nicht verfluchen.

Zur Ungeduld gehört das Autofahren, bevor man flügge geworden ist und bevor man es auch nur gelernt hat, seine eigenen Beine zu gebrauchen. Und es kommt jene Ungeduld, die kein Lebensalter zu verschonen scheint: man zügelt seine Pferde nicht, man brüsstet sich, man überholt, man gibt sich dem Rausch der Macht und der Geschwindigkeit hin. Das Verantwortungsbewusstsein ist ausgelöscht, die Ungeduld allein triumphiert. Bis zum bitteren Ende.

Geduldig sein, geduldig werden, ist ein schweres Unterfangen. Man muss es alle Tage neu lernen; es ist auf den ersten Blick keine sehr spektakuläre Tugend. Viele meinen, es sei eine Untugend, es sei Schwäche, geduldig zu sein. Nein, sie haben unrecht. Es lohnt sich sehr wohl, sich darin zu üben; denn nur so wird man wissen, wann der Augenblick gekommen ist, die Zügel fahren zu lassen.

Und ausgerechnet in dieser ungeduldigsten aller Zeiten verlangt man aus "politischen Erwägungen" von vielen tausend Menschen, denen es ans "Lebige" geht, geduldig zu sein, zu warten. Wie sollen sie es können, wie sollen sie es verstehen? Wenn sie es wirklich können und wenn sie es wirklich verstehen, wann endlich der Augenblick für das Loslassen der Zügel gekommen ist, dann haben sie einen Sieg davongetragen, der unserer höchsten Bewunderung würdig ist.

DAS ZEITGESCHEHEN IM FILM Die neuesten schweizerischen Filmwochenschauen

No. 978: Atlantikflug auf festem Boden - Rheuma-Volksheilstätte - Farbenfilm: Der Doubs in Gefahr - Ein Fest des Pferdes

No. 979: "Noch sicherer fahren" - Internationale Musikfestwochen in Luzern - Schweizermeisterschaften der Starboote auf dem Zugersee - Neue Swissairflugzeuge im Bau in San Diego, Kalifornien.